

Kenneth Anders

Das Pfeifen im Ofen

Drei Erzählungen für Ostbrandenburg

Aufland Verlag Croustillier

Kenneth Anders wurde 1969 in Naumburg/Saale geboren und wuchs bei Tharandt sowie in Eberswalde auf. Er studierte Kulturwissenschaften, Soziologie und Philosophie in Leipzig und Berlin, verfasste bis 1999 eine Dissertationsschrift im Fach Kulturgeschichte und arbeitete als freier Journalist. 2004 gründete er mit Lars Fischer das Büro für Landschaftskommunikation. Kenneth Anders ist außerdem als Autor und Sprecher tätig.

Inhalt

Vorbemerkung	7
Die Oase Eine Fiktion	9
Zwölf Uhr mittags in Neupreetz Nach Motiven eines Films „im Kostüm eines Westerns“ (Fred Zinnemann)	73
Ein märkisches Weihnachtsmärchen Nach der Erzählung von Charles Dickens	113

Alle Rechte vorbehalten.
2013 Aufland Verlag GbR,
Croustillier 20, 16259 Oderaue
auflandverlag.de

Druck: Stephanus Werkstätten Bad Freienwalde
ISBN 978-3-944249-04-9

Vorbemerkung

Die folgenden drei Erzählungen sind der Versuch, etwas über die Gegenden und Dörfer in Ostbrandenburg zu sagen, das im Moment auf andere Weise nur schwer auszudrücken ist. Sie wurden auf kleinen Bühnen in dieser Gegend aufgeführt, meist zusammen mit Klavier, Gitarre, Gesang oder Elektrosound.

Die Geschichten wollen sich weder mit der großen Science-Fiction-Literatur noch mit Fred Zinnemann oder Charles Dickens messen, sondern damit anfangen, diese Region und ihre Menschen zu beschreiben, was meiner Überzeugung nach viel zu wenig geschieht.

Kenneth Anders, August 2013

Die Oase

Eine Fiktion

I.

Das Schaf stand im Hausflur. Es war klein, ein junges Schaf. Wie nannte man ein junges Schaf? Ich hatte lange kein Schaf mehr gesehen. Ich hatte überhaupt keine solchen Tiere mehr gesehen, schon gar keine jungen. Fohlen? Kalb? Ich erinnerte mich an ein kirchliches Abendmahl in meiner Kindheit, die Großen hatten unverständliche Dinge gesungen. Lamm. Es war ein Lamm.

Das Lamm blökte und kam auf mich zu. Es schnupperte an meiner Hose und leckte meine Hand, dann pisste es in den Hausflur. Ein hübsches Tier, glänzendes schwarzes Fell, dunkle Augen. Es leckte meine Hand. Wenn ich es auf den Hof hinausließe, wäre es in wenigen Minuten tot. Die Hunde würden es fassen.

Das Tier ließ sich widerstandslos auf die Arme nehmen. Ich trug es die Treppe hinauf, hier gab es eine aufgegebene Dachterrasse, dort ließ ich es runter, setzte mich hin und sah ihm zu, wie es eine Umgebung erkundete. Es ließ ein paar Köttel fallen und knabberte an einer jungen Birke, die sich aus den Steinfugen schob.

Das Lamm konnte hier nicht bleiben. Die Stadt wurde regelmäßig überflogen, man würde es entdecken. Und es in einer Wohnung halten? Platz war genug, es stand ja viel leer. Aber was sollte es in einer leeren Menschenwohnung? Es war doch ein Schaf. Ein Schaf gehört auf die Weide.

Wieder fiel mir etwas aus der Kindheit ein, ein Bild von einem Hirten. Er war bärtig und hielt ein Schaf im Arm. Das Bild hatte damals eine große Anziehungskraft auf mich ausgeübt. Die Hirten hatten Schafe und Hunde gehabt. Es hatte sich nicht ausgeschlossen, wie heute. Es hatte Auen gegeben, zum Weiden. Auen, auch so ein Wort.

Die Häuser wurden streng kontrolliert, vor allem auf die Anwesenheit von Tieren. Nutztiere waren verboten, angeblich wegen epidemischer Gefahren. Nur Hunde waren erlaubt und es gab sie reichlich. Als Arzt bezweifelte ich das mit den Epidemien, aber es war mir auch egal gewesen. Ich hatte nie vorgehabt, Schafe zu halten oder sonstige Tiere, es hatte mich nicht interessiert. Die Hunde störten mich trotzdem. Streunende Hunde, Schoßhunde, Hunde zur Selbstverteidigung und vor allem Statushunde. Sie bissen alles tot, was auf vier Beinen lief und kein Hund war.

Eine Stunde später hatte ich im Laden gegenüber eine Packung Trockenbrot gekauft und fütterte das Lamm auf dem Dach damit. Außerdem stellte ich ihm einen Eimer Wasser hin und es trank gierig. Versonnen knob-

berte ich selbst an einer Scheibe herum. Sie schmeckte nach nichts.

Mit einer Plane baute ich in einem Winkel der Terrasse einen Sichtschutz für das Schaf, der zugleich als Zaun diente. Heute Nacht würde es so gehen. Aber morgen musste das Lamm hier weg. Ich würde es zu Jorinde bringen.

Niemand wusste, wo Jorinde wohnte, ich würde suchen müssen. Falls es schiefging, würde es unangenehm werden, aber das war gleichgültig. Es war zu Ende hier, das ließ sich nicht mehr leugnen.

Als Arzt war man in meiner Zeit eine traurige Figur. Sobald eine Diagnose vorlag, musste man an die Medicons überweisen, sie hatten das Recht an jeder Krankheit, die überhaupt einen Namen hatte. Mit Heilen hatte die Arbeit nichts zu tun, meine Aufgabe war es, die Patienten zu überweisen. In den anderen Berufen sah es nicht besser aus. Alle gehörten zu großen Apparaten, zu globalen Systemen, die sie nicht überblickten. Es trieb die Leute davon. Meine Freunde waren alle schon weg – in der letzten Metropole der Welt oder in den Psychokliniken. Ich besuchte sie dort manchmal. Ich hatte das Gefühl, dass sie gar nicht krank waren. Sie reagierten einfach auf das, was um sie war. Und das war verrückt. Wir nahmen alle Schlafmittel. Anfangs hatten wir gedacht, die Schlaflosigkeit käme vom Lärm. Die Stadt war damals ein einziges Vergnügungsviertel gewesen, jede Nacht waren laute junge Leute mit Bierflaschen in der Hand

unterwegs, lachend und betrunken waren sie durch die Straßen gezogen und in beinahe jedem Haus hatte es Kneipen, Bars, Cafés und Clubs gegeben. Wir hielten die Fenster geschlossen und warteten auf das Morgengrauen. Aber dann hörte es auf, die Stadt verlor ihre Feierlaune. Wir konnten trotzdem nicht wieder einschlafen.

Vielleicht war es ein glücklicher Zufall, dass das Lamm gekommen war. Es brachte etwas Gutes mit, so empfand ich es, etwas Unbekanntes, Vertrautes. Vielleicht war es nur der Geruch oder der ungewohnte Anblick. Das Lamm tat mir gut. Ich würde es hier herausbringen. Mich und das Lamm.

Jorinde hatte die Stadt vor 25 Jahren verlassen. Es war uns irrsinnig vorgekommen. Die ländlichen Gegenden waren damals in Zonen für bestimmte Zwecke eingeteilt worden. Ein Gesetz stellte sie unter Landrecht, was bedeutete, dass sie nicht mehr bewohnt werden durften. Lediglich Saisonarbeiter und Ordnungskräfte hatten noch das Recht, sich hier aufzuhalten. Zuerst war eine riesige Wildzone eingerichtet worden – die Siedlungen hier wurden abgerissen oder unbewohnbar gemacht, übrig blieb ein rüdiges Gebiet, das nach und nach zum Rückzugsort für gestrandete Menschen wurde. Damals war das groß gefeiert worden, als eine Errungenschaft für die Erholung der Natur.

Im Norden schloss sich das Algenwasser an, es umfasste große Bereiche der märkischen Tieflagen, die aufgestaut worden waren. Hier wurde essbare Biomasse

produziert, als Grundstoff für Tierfutter, menschliche Nahrung und Kunststoff.

Östlich der Stadt gab es die Fleischfelder, eine Mastzone mit riesigen Flächen, die mit grünen fensterlosen Baracken bestanden war. Zur Stadt hin war sie mit einer Ökozone abgepuffert worden, in der man versucht hatte, alles vorbildlich einzurichten, gesund und schön. Es hatte nicht funktioniert. Heute war die Ökozone zu einer Tourismusattraktion verkommen. Sie erinnerte an eine Mischung aus ganzjährigem Weihnachtsmarkt und dem Hippieviertel der Haight-Ashbury in San Francisco.

Die Deponie war sagenumwoben – alles, was übrig blieb, kam hierhin, denn in andere Länder ließ es sich nicht mehr verschieben. Allerdings sollten ausgerechnet auf der Deponie noch freie Menschen leben, sie lebten eben von Resten und Giften, die sie verzehren oder anzünden konnten, um sich zu wärmen.

Ein winziger Bereich diente als Vergnügungspark, dafür brauchte man nicht viel Platz, das meiste spielte sich in Hallen ab, sie hießen Badeland, Kinderland, Sportland, Zooland und Lustland. Abefahren war die Uterushalle. Hier musste man sich beim Eintritt nackt ausziehen, bekam Sonden angelegt und schlüpfte dann in einen beheizten Schlauch. Dort wurden einem angeblich alle Wünsche erfüllt. Ich hatte es nie ausprobiert. In den Vergnügungspark hatte die Stadt viel investiert, um die Leute zu halten. Es hatte nichts genutzt.

Obwohl es bald nur noch Zonen gab, hatte Jorinde

damals behauptet, sie hätte Gegenden ausgemacht, die frei seien, dort wollte sie hin. Nach einigen Wochen hatte sie mich von ihrer neuen Heimstatt aus angerufen. Wir hatten oft telefoniert, es war ihr gut gegangen, sie hatte Tiere gehalten und Freunde gefunden, es klang sehr aufgeräumt. Nichts für mich, hatte ich immer gesagt, aber klingt nett. Doch irgendwann waren die Telefonverbindungen gekappt worden und seitdem hatte ich nur noch alle paar Jahre eine Nachricht auf verschlungenen Wegen bekommen. Irgendwo östlich musste sie sein, das war mein einziger Anhaltspunkt, in einer Plantage. Seit Jahren war ich nicht mehr außerhalb der Stadt gewesen, jeder Quadratmeter gehörte einem Konzern, einer Stiftung oder einer Forschungseinrichtung. Ich konnte mir überhaupt nicht vorstellen, wie man da leben sollte, aber Jorinde hatte es wohl irgendwie hingekriegt.

Ich packte ein paar Sachen zusammen. Die Combox würde ich zu Hause lassen. Mit diesem Gerät konnte man zwar telefonieren und Daten aus dem Netz ziehen, man war aber auch immer und überall zu orten. Außerdem wusste ich nicht, mit wem ich noch kommunizieren sollte, Jorinde würde so etwas gar nicht besitzen. Die Informationen im Netz waren ohnehin vollkommen auf Zielgruppen zugeschnitten. Ich wollte zu keiner Zielgruppe mehr gehören.

Während ich die Sachen einpackte, sah ich den Bürgermeister nebenan im Hologrammzimmer sprechen. Jede Wohnung in der Stadt besaß ein solches Zimmer.

Alles, was früher Fernsehen und Radio gewesen war, wurde heute über diese Technik übertragen. Man konnte es nicht abschalten. Es war seltsam anzusehen, wie der Bürgermeister in meinem Zimmer stand und über die Zukunft der Stadt sprach: *Die Entscheidung, die Entwicklung unserer Stadt durch das Landrecht zu stabilisieren, hat sich als richtig erwiesen. Sie weist seit Jahrzehnten in eine Richtung zu mehr Nachhaltigkeit und Sicherheit. Wir werden die Abwanderung aus der Stadt stoppen, weltweit schätzt man die Ruhe im Umfeld unseres Ballungsraumes, die soziale Stabilität, die Tierlosigkeit und das vielfältige Freizeitangebot. Doch um diese Potenziale zu nutzen, müssen wir die östlichen Stadtquartiere zurückbauen. Sie sind nicht mehr zeitgemäß. Sie werden sehen, wenn wir unser gesundes Maß erreicht haben, wird sich der gegenwärtige Trend wieder umkehren.*

Ich warf meine Wäsche durch das Bürgermeisterhologramm in den Koffer. Was sollte er auch sagen. Als die Werbung grüne Elektromobile im Retrodesign durch das Hologrammzimmer fahren ließ, ging ich auf die Terrasse, streichelte das Lamm und rief Patrick an. Er organisierte verschiedene Busfahrten in die Zonen und da ich ihm ab und an ein paar Medikamente unter der Hand besorgt hatte, bat ich ihn, mir eine Fahrt in östlicher Richtung zu vermitteln. Patrick war verwundert.

Was willst du denn da?

Ich suche eine alte Freundin, die muss in dieser Richtung leben.

Da ist die Mastzone, ist dir das klar? Da wohnt keiner.

Ich wusste nicht viel über die Mastzone, man sah sie vom Flugzeug aus – endlose Baracken, Futtersilos, Zäune, dort konnte man wirklich nicht wohnen. Es stank auch, das wehte manchmal bis in die Stadt hinein, ein süßlicher Geruch, ein bisschen wie Schweiß mit Fäulnis.

Ich weiß. Aber dahinter, dahinter muss es irgendwo sein. Dahinter, da muss sie leben.

Dahinter ist die Wildzone, das sollte mich wundern. Da fährt kein Bus hin. Da fährt überhaupt nichts hin. Nur Hubschrauber für die Ranger und die Jäger. Da wohnt auch niemand, erst Recht keine Frauen. Die würden sie sofort vergewaltigen oder am nächsten Baum aufhängen.

Ja, aber dahinter!

Dahinter kommt die Plantage, dahin gibt es erst recht keine Verbindung, denn da arbeiten nur ein paar Fahrer. Precision Farming, da muss keiner mehr auf dem Trecker sitzen. Dort kann man auch nicht leben, die Chemie bringt einen um, das musst du doch wissen. Nach Osten kann man nur in die Mastzone fahren, mit Genehmigung, sonst nirgendwohin. Fahr doch nach Westen, da ist die Shoppingwelt, oder nach Süden, ins Wellnessland. Im Norden kannst du die Folkloreörter besuchen, mit Streichelzoo und so. Auch in die Ökozone lassen sie dich rein. Aber im Osten? Was willst du denn im Osten?

Ich suche eine Freundin! Sie ist im Osten, nicht im Wellnessland und nicht in diesen Attrappendörfern. Kannst du mir nicht wenigstens eine Fahrt in die Mastzone vermitteln?

Patrick sagte eine Weile nichts. Dann sagte er: *Als Arzt könntest du einen Grund haben. Einen kranken Arbeiter holen z. B., dafür gibt es ein Kontingent.*

Schön, das wäre gut. Machst du das für mich klar?

Ja, mach ich. Aber beklag dich nicht hinterher bei mir. Dort ist es furchtbar. Ich verstehe einfach nicht, was du dort willst!

Ist schon gut. ... Ich hätte da nur noch ein kleines Problem.

Ein Problem? Das kommt mir auch so vor, wenn du in die Mastzone willst. Was denn noch für eins?

Ich habe ein Lamm dabei.

Ein was?

Ein Tier, ein Lamm, ein junges Schaf. Es ist mir zugelaufen.

Bist du wahnsinnig? Das geht auf keinen Fall! Wie stellst du dir das vor? Du kannst doch kein Tier mit in die Mastzone nehmen! Wo hast du denn das her?

Ich will ja weiter. Ich will ja nur durch die Mastzone durch.

Es arbeitete in Patrick. Ein Schaf, sagte er dann gelehnt. *Ich habe noch nie ein echtes Schaf gesehen. Wie groß ist das denn?*

Nicht größer als dein Hund, sagte ich. Eher kleiner.

Pass auf, du kannst auf keinen Fall mit dem Vieh unter die Leute. Es gibt nur eine Möglichkeit, du musst noch im Dunkeln mit dem Medikamentenbus mitfahren, der ist ohne Passagiere. Ich kenne die beiden Fahrerinnen, ich sage